

Wolfgang Huber

## **Dank für die Verleihung des Kulturroschens**

Berlin, 28. September 2011

Am Anfang meines Dankes steht eine Gratulation. Auch ich mische mich sehr gern unter die Gratulanten, die dem Deutschen Kulturrat zum dreißigsten Geburtstag gratulieren. Nach dreißig Jahren legitimiert sich eine Institution nicht mehr aus dem Zauber des Gründungsimpulses, auch wenn dieser Zauber in manchen Beiträgen zum Jubiläum noch einmal kräftig zum Klingen gebracht wurde. Dreißig Jahre schreibt man in der Abfolge der Generationen einer Generation zu; nach dreißig Jahren legitimiert eine Institution sich nicht mehr aus ihrem Ursprung, sondern aus ihren Aufgaben. Für den Deutschen Kulturrat gilt das in markanter Weise; dabei beeindruckt mich besonders, dass er seine Aufgabe in besonders markanter Weise darin sieht, ein Seismograph für neue kulturelle Fragen und Herausforderungen zu sein. Das starke Gewicht, dass er auf den Dialog über den Islam und mit ihm gelegt hat, ist dafür ebenso ein Beispiel wie die frühzeitige Aufmerksamkeit für das Reformationsjubiläum 2017. Diese Neugier für Neues wünsche ich Ihnen auch in den nächsten dreißig Jahren.

Mit der Gratulation verbindet sich der Dank. Ich fühle mich nicht nur geehrt, sondern gerührt durch die Verleihung des Kulturroschens, den vor mir ein so rebellischer Geist wie Klaus Staeck, eine Koryphäe der Musik wie Daniel Barenboim oder eine Koryphäe der Kulturpolitik wie Johannes Rau erhalten haben. Ich danke Ihnen, Herr Präsident Fuchs, und mit Ihnen allen

Verantwortlichen des Deutschen Kulturrats aufrichtig für diese ungewöhnliche Auszeichnung; und Ihnen, lieber Jürgen Flimm, danke ich für die ungewöhnliche Ehre, dass und wie Sie mir die Laudatio gehalten haben. Ich werde davon lange zehren. Wir konnten erleben, was es bedeutet, wenn Glaube und Kultur in einem Geist miteinander verbunden sind; der schmale Riss zwischen ihnen kann auf diese Weise so vor Augen treten, dass er zugleich überbrückt wird.

Denn mir geht es mit dem Kultur Groschen wie Johannes Rau mit der Kultur, von der er sagte, sie sei nicht die Sahne auf dem Kuchen, sondern die Hefe im Teig. Der Kultur Groschen hat für mich deshalb die Bedeutung der Hefe im Teig, weil er nicht eine nette Zusatzbeschäftigung betrifft, mit der meine Frau und ich uns in meinen Bischofsjahren eine persönliche Freude gemacht haben – wer ginge nicht gern in Opern, Theaterstücke, Konzerte oder Ausstellungen! Sondern die Beschäftigung mit Kultur betrifft einen Kern, ohne den ich mir weder mein Leben noch meine Theologie noch meine Arbeit in der Kirche vorstellen kann: eben die Hefe im Teig. Deshalb lag und liegt mir daran, dass die Zusammengehörigkeit von Glaube und Kultur in Kirche und Gesellschaft wieder stärker zur Geltung kommt. Und ich bin glücklich darüber, dass der Kulturrat dieses Bemühen seinerseits so nachhaltig unterstützt hat. Denn es gibt natürlich nach wie vor die Stimmen – auch im Bereich der Kultur selbst – , die davon ausgehen, Religion sei Privatsache, Kultur dagegen eine öffentliche Angelegenheit, Religion dürfe im öffentlichen und politischen Diskurs keine Rolle spielen, Kultur aber müsse das tun.

Ich bin ein leidenschaftlicher Anhänger des säkularen Staats und sehe in ihm einen großen zivilisatorischen Fortschritt. Es wird sich als eine der großen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts erweisen, diesen zivilisatorischen Fortschritt zu bewahren und zu sichern. Doch aus ihm ergibt sich nicht, dass Religion aus dem öffentlichen Diskurs ausgeschlossen ist; im Gegenteil: zu den Quellen, aus denen der freiheitliche, säkulare Staat lebt, gehören die Religion ebenso wie die Kultur. Diese Quellen zu achten und ihnen Raum zu geben, ist für den Staat deshalb schon in seinem eigenen Interesse geboten. Doch genauso ist es geboten, dass er sich mit keiner dieser Quellen identifiziert. Vielmehr ist die Autonomie der Religion ein genauso hohes Gut wie die Autonomie der Kultur.

Dass die Vorstellung von der Religion als Privatsache zu kurz greift, ist uns allen vor genau zehn Jahren vor Augen getreten. Mit dem 11. September 2001 verbindet sich bis zum heutigen Tag auf neue Weise die Frage, wie Religionen überzeugend zu einem friedlichen Zusammenleben beitragen können. Der 11. September, so heißt die richtige Folgerung, gibt keinen Anlass zu einem Kampf der Kulturen, sondern zu einem Kampf um Kultur. Mit der Behauptung, es gebe eine unausweichliche Verbindung zwischen Religion und Gewalt, kann sich keine Religion abfinden. Die Annahme, die Wahrheitsgewissheit des Glaubens führe automatisch zur Intoleranz gegenüber anderen Glaubensweisen, ist eine Unterforderung der Religion. Sie nimmt nicht ernst, dass der Glaube an den einen Gott mit innerer Notwendigkeit den Respekt vor der gleichen Würde jedes Menschen nach sich zieht. Dann aber können auch Gründe der religiösen Überzeugung nicht dafür in Anspruch

genommen werden, Menschen anderen Glaubens herabzuwürdigen oder zu diskriminieren.

Noch einmal will ich Johannes Rau zitieren, der gesagt hat, Toleranz sei kein Schwächeanfall der Demokratie, sondern ihr Lebensinhalt. Das Gleiche gilt für die Religion. Toleranz ist kein Ausdruck religiöser Schwäche, sondern gehört zum Kern der Religion. Recht verstanden bedeutet Toleranz freilich nicht, selbst ohne Überzeugungen zu sein. Es geht vielmehr darum, die eigenen Überzeugungen so ernst zu nehmen, dass man auch die Überzeugungen anderer respektieren kann – und zwar auch dann, wenn man sie nicht zu teilen vermag. Ein solches Miteinander durch Kultur zu fördern, ist ein Projekt des Kulturrats, das ich, lieber Olaf Zimmermann, mit großem Respekt begleite.

„Die Kirchen, die unbekannte kulturpolitische Macht“ – so hat der Kulturrat im Jahr 2007 eine Publikation betitelt. Ich glaube, man würde diesen Titel heute nicht wiederholen. Dazu hat der Kulturrat selbst viel beigetragen. Manchmal hat er kulturelle Initiativen aus dem kirchlichen Bereich intensiver wahrgenommen und bekannt gemacht als Teile der kirchlichen Öffentlichkeit selbst. Die intensive Zusammenarbeit hat sich zuletzt beim Kulturkongress der EKD hier in Berlin vor zwei Wochen bestens bewährt.

Aber auch im kirchlichen Bereich selbst hat sich der Umgang mit der Kultur in den letzten Jahren tiefgreifend verändert. Das an einer einzelnen Person zu verdeutlichen, ist natürlich ganz unangemessen. Denn es handelt sich um das Resultat vieler Initiativen; und es ist Ausdruck einer beglückenden Zusammenarbeit. Ich habe diese Zusammenarbeit in den Teams erlebt, die Konzepte der Kulturarbeit in unserer Kirche entwickelt

haben. Das fand zunächst in einem Impulspapier aus dem Jahr 1999 und dann in einer Denkschrift aus dem Jahr 2002 seinen Ausdruck. Das war die Zeit, in der ich mich mit solchen Fragen intensiver befassen konnte, weil ich noch nicht Vorsitzender des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland war. In diese Zeit bereits fällt auch die Gründung der Kulturstiftung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg (später: Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz), der Stiftung St. Matthäus, die – lieber Christhard Neubert – zu den Pionieren eines neuen Zugangs zum Dialog zwischen Kirche und Kultur gehört. Ich bin sehr dankbar dafür, dass Bischof Dröge den Vorsitz im Kuratorium dieser Stiftung übernommen hat und dadurch unterstreicht, dass eine solche Aktivität zum Kernbereich des kirchlichen Auftrags gehört.

In der EKD schloss sich schon bald die Berufung von Petra Bahr zur Kulturbeauftragten und die Einrichtung des Kulturbüros in Berlin an. Ich verschweige nicht, dass ich das zu den Neuerungen zähle, über die ich mich besonders gefreut habe. Auch den Reformprozess der EKD haben wir mit einem klaren kulturellen Akzent versehen. Wenn wir über die Qualität von Gottesdienst und Predigt sprechen oder ein Kompetenzzentrum für Liturgie und Kirchenmusik einrichten – was ist das anderes als Arbeit am kulturellen Profil der Kirche? Das Ziel ist klar: Der Begriff der Kunst soll sich nicht unter der Hand in Kunstgewerbe verwandeln, wenn es um die Kirche geht. Ich weiß schon, dass ein Kunstpreis der EKD aus genau diesem Grund ein riskantes Unternehmen wäre; ich bin trotzdem dafür.

Glücklich bin ich schließlich auch darüber, dass die Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 so klar durch

kulturelle Akzente geprägt ist. Wenn man diese Akzente ernst nimmt, dann wird das Jubiläum selbst die nötige Weite annehmen. Es wird sich von manchen Engstirnigkeiten befreien, von denen frühere Reformationsjubiläen in Deutschland geprägt waren; es wird auch dann ökumenische Weite atmen, wenn die ökumenische Großwetterlage nicht für das ganze Jahr wolkenlosen Himmel bei 22 Grad meldet.

Die Kulturinitiative in der eigenen Landeskirche, der neue Kulturdialog in der EKD, die Reformbemühungen, die auf eine auch kulturell ansprechende Kirche zielen, und die Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 – all das steht für mich in einem großen Zusammenhang, der auf ein neues, geklärtes Verhältnis von Kirche und Kultur gerichtet ist. Und deshalb danke ich allen, mit denen ich mich in diesem Bemühen verbunden weiß, und widme diesen Kulturroschen den vielen Mitstreiterinnen und Mitstreitern bei diesem gemeinsamen Bemühen.

Meine Vorstellung vom Verhältnis zwischen Glauben und Kultur hat sich im Lauf der Zeit erheblich verändert. Eine Schlüsselbedeutung gewann eine beiläufige Bemerkung des katholischen Theologen Johann Baptist Metz, der die Annahme für abwegig erklärte, man könne die Kultur wie den Rost ansehen, der sich um das Schwert des Glaubens gelegt habe – so als brauche man diesen Rost nur abzuklopfen, um den Glauben selbst blank und scharf zurückzubehalten. Ein solches Bild greift ebenso zu kurz wie die vielen Verhältnisbestimmungen, die Kunst und Kultur einfach nur in einem dienenden, instrumentellen Verhältnis zum Glauben sehen. Viel plausibler ist das Bild, das der israelische Gelehrte Guy Stroumsa einmal verwendet hat. Kultur und Glaube, so sagte er,

seien wie die beiden Windungen in der Doppelhelix der DNA. Man weiß: Diese beiden Windungen verlaufen nicht einheitlich, sondern gegenläufig; sie sind antiparallel. Aber dennoch machen sie nur zusammen die DNA aus, sie prägen zusammen die genetische Ausstattung des Menschen wie jedes anderen Lebewesens. Ähnlich ist es auch bei Kultur und Glaube. Auch deren Windungen verlaufen keineswegs einlinig, sondern bisweilen antiparallel. Aber nur in ihrem Miteinander begegnet uns das Christentum, die Religion, die religiös-kulturelle Lebenswelt. Auch aus diesem Grund kann ich – bei allem Respekt – den von Papst Benedikt geäußerten Gedanken einer Entweltlichung der Kirche nicht mitvollziehen. Denn die der Kirche aufgetragene Botschaft trägt unweigerlich kulturelle Gestalt und geht damit in die Welt ein, auch wenn sie über diese Welt hinausweist. Deshalb ist auch die Kirche ein Teil dieser Welt, auch wenn sie über diese Welt hinausweist.

Folgt man dem Bild von der Doppelhelix, so geht es weder um eine Instrumentalisierung der Kultur im Dienst der Religion noch, was bis in die Theologie hinein heute weit häufiger begegnet, um eine Ein- und Unterordnung der Religion unter die Kultur. Es geht darum, dass wir den Sinn unseres Lebens nur in kulturellen Symbolisierungen und in ästhetischer Gestalt erfassen können. Zugleich jedoch bleibt die spezifische Aufgabe der Religion unvertretbar und unersetzlich: nämlich der Selbsttranszendenz des Menschen eine Richtung zu weisen und uns dort zur Sprache zu verhelfen, wo die Vieldeutigkeit der Welt uns überfordert, ihre dunklen Seiten uns schrecken, aber die Aussicht auf Gottes Klarheit uns Hoffnung gibt.

Kultur gibt es nur in Kulturen; und Religion gibt es nur in Religionen. Auch diese Erfahrung der Pluralität verbindet. Sich das Verhältnis im Sinn eines Gegenüber von Kirche und Kultur als zweier statischer Größen vorzustellen, zwischen denen dann Dialoge oder andere Formen diplomatischer Beziehungen in Gang gesetzt werden müssten, führt freilich in die Irre. Künstler haben selbst eine religiöse Ader; Glaubende haben von sich aus ein kulturelles Sensorium. Die Identität jedes Menschen ist reicher, als dass sie sich auf ein Merkmal reduzieren ließe – sei es die Religionszugehörigkeit oder, um das in meinen Ohren furchtbare Wort doch ein einziges Mal zu verwenden, der Status des „Kulturschaffenden“.

Wir haben alle eine reiche, komplexe Identität. Wir alle geben unserem Selbstverständnis kulturellen Ausdruck; wir alle entwickeln eine religiöse Identität; wir alle gehören Gemeinschaften an, die uns wichtig sind, religiöse Gemeinschaften eingeschlossen. Deshalb erscheint es mir nicht als sinnvoll, sich den Dialog zwischen Glauben und Kultur so vorzustellen, dass die Beteiligten auf die beiden Seiten eines Tisches aufgeteilt werden. Dass mehr Bewegung, wenn Sie so wollen, mehr heilsames Durcheinander entsteht – auch dafür ist der Kultur Groschen, den Sie mir heute verliehen haben, ein gutes Zeichen. Ich bedanke mich dafür von Herzen.